

Frauenruheraum

Rede auf dem Neujahrsempfang der Überparteilichen Fraueninitiative Berlin

Liebe Frauen! Liebe Weiber, liebe Mädels, liebe Freundinnen, Genossinnen, Gevatterinnen, Kameradinnen, Frauenzimmer, Tussis, Zicken, Eulen, Jungfern, Pißnelken, Puppen, Muttchen, Gemahlinnen, Kanzlerinnen, Missen, Fußballerinnen, Muschis, Ingenieurinnen, Klunten, Luder, Matzbläken, Qualmtüten, Tucken, Trullas, Schicksen, Schotterlotten, Xanthippen und Tratschtanten.

Sehr geehrte Damen, liebe Berlinerinnen!

Ich bin gebeten worden, heute und hier eine Neujahrsansprache zu halten.

Ich habe, weil ich Schriftstellerin bin, meine Rede schriftlich verfaßt und ihr einen Titel gegeben. Titel sind etwas, was der Autorin nie gehört, Titel gehorchen der Betriebsökonomie und in Verlagen heißt das: der Vertriebsabteilung bzw. den Vertretern. Das ist ein bißchen so, als würde der Standesbeamte dem Kind einen anderen Namen geben als den, den man beurkunden möchte. Fünf meiner Bücher irren mit einem falschen Namen durch die Welt.

Meine Rede trägt den Titel „Frauenruheraum“, und heute wird ihn mir niemand wegnehmen.

Frauenruheraum, so werden sich einige von Ihnen erinnern, war ein kleines spartanisch ausgestattetes Kabuff in jedem DDR-Betrieb, ob nun Industriekombinat, Büro oder Schule, in dem es meist nicht mehr als eine Liege gab.

Man konnte Übelkeit oder Menstruationsschmerzen vortäuschen oder haben - der Begriff der prämenstruellen Störung war damals noch ein Fremdwort - und bekam den Schlüssel. Ich war eine eifrige Nutzerin dieses Raumes. Manche Lehrer waren froh, wenn ich ihren Unterricht nicht mit provozierenden Fragen störte.

Der Frauenruheraum war von einer Kargheit, die einen auf sich selbst zurückwarf. Es war ein winziger Stillstand der Zeit, bis die Klingel den Schulschluß einläutete oder die Schicht sirene ging.

Heute haben wir ein eigenes Zimmer und vielleicht sogar ausreichend Geld zum Leben, aber manchmal wünschte ich uns so einen Rückzugsraum, fern der Zumutungen des Alltags, der schlechten Nachrichten, des Konsums oder auch nur

der das Gehirn zukleisternden Supermarktmusik. Kein Schutzraum, sondern ein Denk- oder Einhalteraum.

Legen wir uns also auf die karge Liege und lassen den Gedanken freien Lauf. Ich habe mir zur Verstärkung ein paar Frauenfiguren aus meinen Berliner Texten mitgebracht, den fertigen und den unfertigen. Sie sagen Sätze wie *„bezaubernd wollte ich nie sein, weil mir die Opferrolle nicht liegt“*, oder *„als er mir ein halbes Jahr leben versaut hat, habe ich beschlossen ein halbes Jahr länger zu leben“*, und sie sind, das, was Berlinerinnen immer - je nach Blickwinkel - als Tugend oder Untugend zugewiesen wird: spröde und pragmatisch: *„ich bin per Kaiserschnitt auf dem Küchentisch zur Welt gekommen. meine Mutter ist lange tot, den Tisch habe ich heute noch“*.

Wir, die wir hier im Saal versammelt sind, haben verschiedene Auffassungen vom Leben in dieser Stadt, aber eins eint uns: Wir schauen mit einem weiblichen Blick auf Berlin und irgendeinen Grund gibt es für jede von uns, den Aufenthalt in der Stadt immer wieder zu verlängern, auch wenn es, was Berlin angeht, seit Jahren mehr schlechte als gute Nachrichten gibt.

Einwohner und Unternehmen zahlen jährlich zusammen 8 Milliarden Euro Steuern. Im selben Zeitraum gibt der Senat aber 21 Milliarden aus. Berlin sitzt auf einem Schuldenberg von sechzig Milliarden Euro. Die täglichen Zinsen betragen 11 Millionen Mark. Das Berliner Bruttoinlandsprodukt ist seit 1995 um achteinhalb Prozent geschrumpft, die Arbeitslosenquote hat sich seit 1991 verdoppelt und nähert sich der von Mecklenburg-Vorpommern an. Jeder fünfte Erwerbsfähige, das sind 305.000 Menschen, lebt vom Staat. Der größte Teil der Industriearbeitsplätze, zu einem nicht unerheblichen Teil Arbeitsplätze von Frauen, wurde in den letzten fünfzehn Jahren abgebaut. Die Wirtschaft zieht sich aus Berlin zurück, das Kapital ist schon länger nicht mehr da. Wer in Berlin wohnt, ist näher dran an der Not, sie kann einen an der nächsten Straßenecke überfallen und keinen Fußbreit weichen.

Trotzdem leben die meisten gern hier, auch wenn die Stadt viele von uns nicht mehr ernährt. Als ich zu Weihnachten auf dem Bahnhof Zoo die Massen von jungen Menschen sah, die zu ihren Eltern in die Provinz fahren, ahnte ich, daß es in der nächsten Generation wahrscheinlich umgekehrt sein wird. Die Kinder werden an den Feiertagen zu den Eltern nach Berlin kommen, wo sie nicht mehr wohnen, weil es hier keine Möglichkeit der Existenzsicherung für sie geben wird.

Auch ich verdiene meinen Lebensunterhalt seit ein paar Monaten nicht in Berlin, sondern in einer niedersächsischen Stadt, wo ich Sätze höre wie: „Na Ihr da drüben...“, als hätte es die Wiedervereinigung nie gegeben. Westberlin ist aus dieser Sicht ebensowenig ein Bestandteil der Bundesrepublik wie die ehemalige DDR, der Osten, ein dunkler unheimlicher Moloch.

Ich dagegen atme immer wieder auf, wenn der ICE aus Richtung Hannover kommend, in Berlin einfährt – ich bin wieder zu Hause. Als ich vor kurzem den wunderbaren Berlin-Film „Sommer vorm Balkon“ sah, hat das Publikum im Kino bei dem Satz der schwer alkoholisierten Heldin Katrin: „Ich bring mich um oder ich geh zurück nach Freiburg“, schallend gelacht. Nicht, daß Berlin nicht auch manchmal piefig, unerträglich und provinziell sein kann. Aber wenn schon Provinz, dann wenigstens die Hauptstadt.

Es sind wohl die vielen Publikümer, wie die Berlinerin sagt, zusammengesetzt aus Menschen verschiedener Kulturen und mit unterschiedlichen Lebensformen, die die Stadt attraktiv machen. An keinem anderen Ort Deutschlands hat sich die Bevölkerung in den letzten fünfzehn Jahren so stark vermischt. Auch wenn das nicht ohne Konflikte vor sich geht.

Die wenigsten von uns sind original Berliner Pflanzen. Kaum eine hat eine Urgroßmutter, die im 19. Jahrhundert aus Schlesien oder Ostpreußen eingewandert ist und deren Familie nie wieder wegging.

Auch ich wurde durch Zufall woanders geboren. Als ich 1983 nach Ostberlin kam und im Prenzlauer Berg eine Wohnung ohne Toilette und ohne funktionierenden Ofen besetzte, fühlte ich mich frei, obwohl mir jedes Geschichtsbuch (und auch meine eigene Erfahrung) heute erzählt, daß ich in einer Diktatur gewohnt habe, hundert Meter von der Berliner Mauer entfernt. Sicher war die Freiheit relativ, aber die Stadt bot eine Möglichkeit, in der Anonymität zu verschwinden und gleichzeitig individuell zu sein. Im Kampf mit Kohlenträgern und HO-Verkäuferinnen, KWV-Tanten und besoffenen Schichtarbeitern habe ich mir einen formidablen Berliner Dialekt angewöhnt.

In Prenzlauer Berg, wo ich immer noch wohne, wird heute Hochdeutsch verlangt. Und ich gehöre inzwischen zu einer unter Schutz gestellten Art, die keine der auf dem freien Markt angebotenen Wohnungen bezahlen könnte, wenn die eigene nicht sozialverträglich saniert worden wäre.

Manchmal fühle ich mich schon den alten Berlinerinnen verwandt, die beim Flanieren durch die Straßen eine andere Stadt mit anderen Geschäften und anderen Bewohnern sehen. Die meisten sind tot. Städtische Geister, die erst verschwinden, wenn auch die letzte stirbt, die sich an sie als Lebendige erinnert. Sie sind über dasselbe Pflaster gelaufen wie wir heute.

Die Erinnerungen der alten Berlinerinnen gehen manchmal bis in die Kaiserzeit zurück – verharren beim hölzernen Hindenburg im Tiergarten, an den Kriegsanleihen in Form von gekauften und eingehauenen Nägeln gezeichnet werden konnten, bei den Kämpfen der Novemberrevolution in Friedrichshain, Mitte und Prenzlauer Berg, der großen Grippeepedemie, die vielen Mädchen die Mütter nahm, die Tanzböden der Zwanziger, die Nazizeit, die Bombardierungen, die Teilung der Stadt. Die alten Frauen sagen Sätze wie: *„mutti hat wasser eingeweckt, im fall, daß wir eine lange belagerung haben“* oder *„mit dem ruß im gesicht sah ich aus wie ein mädchen, das ruß im gesicht hat“*, oder *„an den kreuzungen regelten die russinnen mit abendkleidern den verkehr. meins war auch dabei. vor jahrhunderten hatte ich es im hotel esplanade beim ball getragen.*

Manche haben sich bei der Sanierung gewehrt, als auch der letzte Kachelofen abgerissen werden sollte, meist vergebens. Sie wußten um die Verletzbarkeit der städtischen Infrastruktur, ja der Stadt an sich, auch wenn die von Bomben zerstörte Stadt inzwischen nur noch in ihrer Erinnerung und in den Büchern und Filmen existiert.

Vor zehn Jahren war der Krieg noch an jeder Straßenecke präsent, inzwischen ist er wegsaniert worden, wie im übrigen auch seine Zeitzeuginnen.

Es sind Frauen wie Frau Menzinger und Frau Köhnke, zwei meiner literarischen Figuren, die man nach etlichen Jahrzehnten in ihrer Wohnung in ein Seniorenwohnheim komplimentiert hat, wo sie, gerade eingezogen, vom Fenster aus das Treiben auf der Kollwitzstraße betrachten.

Frau Menzinger sieht auf die Straße, wo ein fahrerloses Auto im Halteverbot steht und den Möbelwagen behindert, der vor dem Haus halten will:

Wie mein Hausbesitzer. Offener Wagen. So'n Angeberkabriolett. Habe ick ihm mal die Kacke von meinem Hund schön auf die Ledersitze drapiert, paar Tage, nachdem er gesagt hat, Frau Menzinger, ich habe da eine schöne Wohnung für Sie, zwei Häuser weiter und nicht so weit oben. Stellte sich denn raus, es war ein Dreckloch, Hinterhof parterre.

Die Sitze waren gelb, müssen Sie wissen. So ein ganz zartes Leder. Sah sehr schön aus, ick hatte dem Hund nämlich Möhrchen unters Essen gerieben.

Frau Köhnke: Wenn die alt sind, sind die in der Mehrzahl und fressen sich gegenseitig die Butter vom Brot.

Frau Menzinger: Und drangsalieren die Jungen.

Frau Köhnke: Machen Demonstrationen gegen die, in Rollstühlen oder schlagen mit Gehstöcken auf Polizisten.

(Sie lehnen sich weit aus dem Fenster.)

Frau Menzinger: Sehne den? Det ist der, dem det Kabriolett jehört, wetten? Dieset Männeken, wat kostet de Welt. Ne Landmine müßte jetzt losgehn. Dafür daß man uns Alte ins Betreute Wohnen steckt, damit die unter sich sein können. In unsern Häusern!

Frau Köhnke: Ach, Sie waren Besitzerin? Mußten Sie veräußern?

Frau Menzinger: Quatsch, Besitzerin. Icke! Ne Wohnung, in der meine Familie seit achtzig Jahren wohnt, is ja wohl meine?

Frau Köhnke: Die haben eine andere Auffassung von Eigentum wieder ins Recht gesetzt.

Frau Menzinger: Die kommen hierher und führen ihre symbolische Ordnung ein.

Frau Köhnke (schaut sie fragend an.) Was für eine Ordnung?

Frau Menzinger: Hab ick jelesen. Fand ick jut. Sag ick jetzte immer. Vor allem, wenn die mir ihn schlechten Kaffee für drei Euro als Latte Macke weeißnichwas verkoofen.

Frau Köhnke: Die sind seit über zehn Jahren hier, da muß man sich nicht mehr drüber aufregen, Frau Menzinger.

Frau Menzinger: Ick reg mir uff, solange Atem in mir is. Die da sieht aus wie Grete, nur daß man damals die Blusen noch länger trug. Als wenn der Bauchnabel n Ausstellungsstück wäre. Einfach übriggeblieben von der Geburt und zu nichts nutze, da muß man nicht noch mit angeben.

Frau Köhnke: Die geben doch nicht mit ihren Nabeln an, sondern mit den flachen Bäuchen.

Frau Menzinger: Is mir doch egal. Ick freu mich, wenn wieder Winter kommt und sie Jacken drüberziehn müssen. Demnächst wird es noch chic, im Friedrichshain zu kopulieren.

Frau Köhnke: Was, haben Sie das nicht gemacht als junge Frau? Frau Menzinger! Im Krieg waren die Sitten auch schon außer Kraft.

Frau Menzinger: Nein, natürlich nicht, wozu hatten wir das weiße Schleiflackschlafzimmer?

Auf verschlungenen Wegen reicht die Vergangenheit in die Zukunft. In einem anderen Kapitel machen Sugar, Cakes und Candy, drei Mädchen, die in der Nacht mit den Masken von Margarete Thatcher, Jennifer Lopez und Christine Aguilera den Wedding unsicher und nehmen sich das, was ihnen tagsüber als brave muslimische Töchter verwehrt wird. Unterwegs treffen sie auf die Illegale Annja, die in der Stadt nach einer Frau sucht, die ihr ähnlich sieht, um ihr die Briefftasche mit den Papieren zu stehlen, denn sie muß dringend zum Arzt. Sie findet ihre vermeintliche Doppelgängerin in Katrin Manzke aus Lichtenberg, die ohne Arbeitserlaubnis in einer Pizzeria jobbt. In derselben Nacht nimmt Viola Karstädt an einer Schlafperformance der Volksbühne teil, wo die Teilnehmer eine Nacht in Neukölln verbringen sollen. Sie gerät an eine arme Familie, die nicht in der Lage ist, Fragen an ihr eigenes Leben zu formulieren, die ihr aber extra ein Zimmer freimacht und Viola Karstädt so beschämt, daß sie im Erdboden versinken möchte. Am anderen Tag umrundet sie die Stadt mit der Ringbahn und stellt sich vor, sie wäre eine reiche Frau, die auf dem KuDamm oder in der Friedrichstraße mit der Kreditkarte winkend in einem Geschäft verschwindet und mit Hochglanztaschen bepackt, wieder herauskommt. Was kostet die Welt? Geld jedenfalls nicht.

Ein Spektrum der Berlinerinnen also, von der Obdachlosen bis zur Kanzlerin.

Apropos.

Was würde Sie machen, wenn Sie über Nacht Kanzlerin würden? Mit festem Fuß auftreten, die Ärmel hochkrempeln, raumgreifend agieren, Zigarren rauchen, Untergebene anschauen, Handküsse verteilen? Oder doch eher Friseur, Maniküre, Ratgeber für das diplomatische Protokoll und Schneiderin?

Der Soziologe Wolfgang Engler hat in der letzten Ausgabe der Zeitschrift *Theater der Zeit* auf eine interessante Lücke in der Wahrnehmung hingewiesen, die erst durch die Kanzlerschaft Angela Merkels ins Blickfeld geraten ist, daß nämlich in der

Demokratie weibliche Machtgebärden noch nicht eingeübt sind. Zwar gab es in feudalen Strukturen Königinnen, Kaiserinnen oder Zarrinnen, aber die waren qua hoher Geburt auf ihre Rolle vorbereitet, die im weitesten Sinne geschlechtsneutral war.

Angela Merkel hat nach absolviertem Wahlkampf Journalisten anvertraut, daß Frauen im Unterschied zu Männern kaum über Ausdrucksmittel verfügen, die es ihnen erlaubten, sich auf der politischen Bühne Respekt gebietend darzustellen; das sei ein großer Nachteil im Wettbewerb um Macht und Einflußnahme.

Aus Mangel an Vorbildern gäbe es keine weibliche Kultur der Machtausübung. Zwar sind Männer von Natur aus nicht geschickter, sich herrschaftlich in Positur zu werfen; geübter sind sie ganz gewiß. Res publica war eine rein männliche Domäne. Wie also steht es, körpermachttechnisch gesehen, mit der Frauenpower? Sind Frauen im politischen Geschäft bar eigner Ausdrucksmittel? Und wenn nicht, welche sind das?

Die Frage geht an Sie:

Wolfgang Engler bittet um sachkundige Hinweise, zu senden als Mail an redaktion@theaterderzeit.de.

In unserem Frauenruheraum liegend, dürfen wir nicht vergessen, daß jeder Fußbreit Terrain, den wir uns erobert haben, wenn es drauf ankommt, verteidigt werden muß. Wir können inzwischen unter gewissen Umständen Weltmeisterinnen im Fußball, Chefmoderatorin oder Kanzlerin werden, aber der Umgang mit einer Frau wie der Archäologin Sabine Osthoff in den Medien während und nach ihrer Zeit als Geisel im Irak hat gezeigt, daß jede Frau, die sich, mit welchen Mitteln auch immer, der Opferrolle verweigert, vor der Öffentlichkeit keine Gnade erfährt – im Gegenteil. Katharina Rutschky hat es in der taz auf den Punkt gebracht: „Zumindest Frauen müssen wohl immer noch lange tot sein und Patina angesetzt haben, ehe ihr unkonventionelles Leben gewürdigt, ihr Mut und ihre Risikobereitschaft womöglich sogar einmal als vorbildlich gefeiert werden dürfen. Im Buch sind sie uns recht, in Wirklichkeit messen wir Frauen wie Osthoff gnadenlos an unserer Konformität.“ Dem kann ich mich nur anschließen.

In meinem noch unfertigen Roman gibt es eine Szene, wo drei Frauen Ende dreißig im Volkspark Friedrichshain einen Weihnachtsbaum eingraben und dabei übers Leben reden. Sie lästern ein bißchen über die Gleichaltrigen, die mit ihren superteuren Kinderwagen die Bordsteine bevölkern und das Kinderkriegen glauben

erfunden zu haben, was sie selbst schon vor fünfzehn Jahren hinter sich gebracht haben - Ostberlinerinnen eben.

Am Ende zwitschern sie sich einen an.

Die Dritte holt eine Flasche Champagner aus der Tasche.

„Oh, Krösus, hast wohl'n Los beim Arbeitsamt gewonnen“, fragt die Kräftige. „9,90 bei Lidl“, sagt die Dritte entschuldigend und kramt nach drei Plastesektgläsern, deren Stiele die Frauen erst andrehen müssen. Der Dritten fällt der Stiel immer wieder ab und so muß sie den Kelch in die Erde drehen, weil sie nicht weiß, wohin mit ihm.

„Klara, auch n Schluck“, fragt die Kräftige. „Ich trinke nicht, ich kiffe nicht, ich rauche nicht.“ – „Dieses Kind ist sowas von gesundheitsbewußt, seufzt die Mutter. „Ist ja logisch, die muß sich von dir abwenden. Du solltest mal anfangen, Sachen zu tun, die du haßt, die wird dein Kind dann garantiert nicht machen wollen“, sagte die Dritte. „Prost“, sagt die Kräftige und beendet den Disput.

Bevor ich den Frauenruheraum verlasse, zuschließe und in der Menge verschwinde oder um mit Frau 18 zu sprechen: *Dann verlor sich ihre Spur auf dem Stadtplan...*, hebe ich das (symbolische) Glas, danke Ihnen für die Aufmerksamkeit und wünsche Ihnen ein schönes Jahr, was immer auch „schön“ für Sie bedeuten mag.